

Archäologie als Hobby oder der Dilettant und die Wissenschaft

Auf weiten Strecken ist die fest trassierte Heerstraße der Wissenschaft begleitet von einem leichtgebauten Sommerweg, auf dem Zuschauer, frei vom Zwang der Marschordnung und der Bürde des schweren Gepäcks, recht zu ihrer Lust und Freude am Marsch der Wissenschaft teilnehmen und ihn begleiten können. Sie wissen um das Ziel dieses Marsches, aber niemand zwingt sie, ihn in seiner ganzen Länge, auf allen Steilstrecken und mit allen Strapazen mitzumachen. Sie dürfen rasten, wann sie wollen, sie dürfen Blumen pflücken, und nicht so selten erleichtert ein Blumengeschenk oder eine Erfrischung aus ihren Reihen den an die straffere Ordnung der Heerstraße Gebundenen ihren Weg.

Seit dem 18. Jahrhundert, wo methodisches Reglement die Wege der Wissenschaft strenger zu richten, die wachsende Freiheit des einzelnen andererseits die Schranken engen Zunftdenkens zu überwinden begann, ist für dieses freie, unverbindliche Teilhabenkönnen der Begriff des „Dilettantismus“ gängig, der nichts anderes bezeichnet als eine nicht regulär erlernte und nicht von Berufs wegen ausgeübte, sondern zur eigenen Freude nebenher betriebene Tätigkeit. Die Anwendung dieses Begriffs ist nicht auf den Bereich der Wissenschaft beschränkt, er gilt ebenso für verwandte Erscheinungen auf dem Gebiet künstlerischer, ja sogar handwerklicher Betätigung.

Goethe, selbst einer der fruchtbarsten Dilettanten auf vielen Gebieten, hat bei dem Versuch, den Dilettantismus zu definieren und abzugrenzen, schon den Grund gelegt für eine spätere Bedeutungsverschiebung, die dem Wort den etwas fatalen Unterton des Unge-nügens beigemischt hat, der ihm heute anhaftet. Er hat aber doch auch ausgesprochen: „... Wie aber dennoch aus mancherlei Ursachen schon der Künstler den Dilettanten zu ehren hat, so ist es bei wissenschaftlichen Gegenständen noch weit mehr der Fall, daß der Liebhaber etwas Erfreuliches und Nützliches zu leisten imstande ist.“

In einer gehaltvollen Studie „Forscher und Liebhaber“ hat Ernst Jünger dieses Verhältnis mehr im Sinne einer Polarität gedeutet, in deren Wirken nicht so sehr die quantitativen Anteile an einer gemeinsamen Leistung als vielmehr qualitative Unterschiede der Schwerpunkt-lage zur Geltung kommen, beim Forscher die Freude an ernster Arbeit, beim Liebhaber das Ernstnehmen der Liebhaberei.

Nicht jedes Wissensgebiet übt die gleiche Anziehungskraft auf den Liebhaber aus. Er kommt von außen und bedarf der greifbaren Anregung als Brücke. So sind es von jeher mehr die Wissenschaften gewesen, die vom Dinglichen ausgehen, als die abstrakten Disziplinen, wie etwa Mathematik und Physik, die den Liebhaber zu dilettierender Beschäftigung reizen. In der direkten Beobachtung und im Sammeln findet er Zugang zu einer Reihe von Wissensgebieten. Im Versuch der beschreibenden Ordnung und Deutung der Erscheinungen wird ihm das zunächst in naiver Finderfreude Be-griffene zum geistigen Besitz. Er wiederholt damit unbewußt einen Vorgang, der am Anfang mancher Wissenschaft gestanden hat, den Übergang von der Entdeckung eines Stoffgebietes über das Ertasten von Arbeitsregeln zur methodisch bestimmten Wissenschaft.

Auch die Ur- und Frühgeschichte, die Archäologie unserer heimischen Vorzeit, ist diesen Weg gegangen. Noch Treitschke und Mommsen gestanden ihr allenfalls den unverbindlichen Charakter eines „netten Zeitvertreibs“ für pensionierte Militärs und Landpastoren zu. Inzwischen ist sie längst als ordentliches Fach durch Lehrstühle an allen Universitäten vertreten, und ihre Anerkennung als Disziplin der landesgeschichtlichen Forschung findet ihren Ausdruck in den Institutionen der archäologischen Denkmalpflege. Kaum eine Wissenschaft aber ist sich so deutlich ihrer Abkunft und ihres Weges bewußt geblieben und

hat sich deshalb der freien Teilnahme des Liebhabers so offen gehalten wie sie. Es ist ihr nicht nur die wohlwollende Duldung der Liebhaberarbeit immer eine Selbstverständlichkeit gewesen, sie hat vielmehr von jeher gewußt und bei vielen Gelegenheiten betont, daß sie auf die Mitarbeit freiwilliger Helfer geradezu angewiesen sei. Das hat nicht zuletzt seinen Grund in der Tatsache, daß sie auf eine besonders umständliche, aber auch besonders interessante Art in den Besitz ihres Arbeitsmaterials kommt. Es fließt ihr ja nicht automatisch zu, wie etwa der medizinischen Forschung ihr Beobachtungsmaterial von selbst ins Haus kommt.

Ihr Arbeitsmaterial, die Bodenfunde, gewinnt die ur- und frühgeschichtliche Forschung nur zum Teil durch gezielte Ausgrabungen, in der großen Masse aber durch die planmäßige Erfassung und Beobachtung von Funden und Fundstellen, die bei Arbeiten fremder Zielsetzung zufällig zutage treten. Damit ist angedeutet, daß ein Großteil des Materials den gefährlichen Zufälligkeiten einer plötzlichen Entdeckung durch Unkundige ausgesetzt ist mit dem Risiko einer hohen Verlustquote. Die Tragik dieses Umstandes wird sofort klar, wenn man sich vergegenwärtigt, daß es sich dabei ja keineswegs um beliebige oft wiederholte Serien handelt, wie sie die Natur hervorbringt, auch nicht um ein Arbeitsmaterial, das geplant — etwa züchterisch — so lange vermehrt werden kann, bis eine die Beurteilung sichernde Zahl von Beobachtungen vorliegt.

In Wirklichkeit handelt es sich um lauter Einmaligkeiten, von denen jede eine zunächst für sich zu wertende Aussage enthält.

Der Drang der Wissenschaft nach möglichst vollständiger Erfassung der Bodenfunde mit allen beobachtbaren Begleitumständen hat also seinen Grund nicht in einem unersättlichen Habenwollen, sondern in dem Wunsch, von dem sowieso lückenhaften Mosaik eines Geschichtsbildes möglichst viele Steinchen zu retten. Die stoffbedingten Lücken bleiben dann immer noch groß genug.

In den Meldungen der geläufigen Nachrichtenmittel, aber auch in einer weit verbreiteten Gattung von Sachbüchern tritt fast ausschließlich diese erste Phase der Forschung, die Stoffgewinnung, ins Bewußtsein der Öffentlichkeit. So werden die Arbeiten, die in Wirklichkeit nur die erste Voraussetzung für die wissenschaftliche Erforschung der Frühzeit schaffen sollen, weithin für die ganze Wissenschaft genommen und gelten als „die Archäologie“, und wer heute von der „Archäologie als Hobby“ spricht, meint damit ebenfalls diese Seite der Wissenschaft. Aber dieses Mißverständnis hat durchaus auch seine Berechtigung. Verschließt schon der Mangel an Zeit dem Liebhaber den Zugang zu der ganzen Wissenschaft, so steht ihm doch diese Vorhalle offen, und sie bietet ihm in fast idealer Form gerade das, was das Wesen des Hobbys ausmacht, die enge Verbindung von ernstem Tun und freudigem Erleben.

Allein das Abenteuer des Findens, die oft erregenden Umstände einer Entdeckung, die Denksportaufgaben, die sich im Deutungsversuch stellen, sprechen Schichten des Bewußtseins an, die im Alltag oft zu kurz kommen. So eröffnet der Vorhof der Archäologie dem Liebhaber eine weite Fülle von Möglichkeiten nicht nur des freudigen Teilhabens, sondern auch des nützlichen Helfens.

Damit ist eine Einladung ausgesprochen, aber es werden auch Grenzen abgesteckt. Erfreuliches und Nützliches zu leisten, wie Goethe es ausdrückt, ist Sache einer Partnerschaft. Vom archäologischen Wilderer ist hier nicht die Rede. Ihn trifft nicht nur die Verachtung der Zunft, zu der sich hier auch der ernsthafte Liebhaber rechnen darf, er verstößt auch gegen Gesetze und Verordnungen, welche die Denkmäler, die Funde und Fundsituationen als Quelle zur ältesten Geschichte des Landes schützen.

Wildes Sammeln und Handeln mit Funden, nächtliche Plünderung schon im Gang befindlicher Grabungen, der Versuch gar einer Gemeindeverwaltung, für ihre Ortsgemarkung eine Art von Fundregal anzuordnen und die Weitergabe von Fundmeldungen zu verhindern oder zu verbieten, sind kriminell.

Was kann nun der ernsthafte Liebhaber tun, damit die eigene Freude, die ihren Wert in sich selbst trägt, durch das Bewußtsein des Helfens zu einem Ganzen eine erhöhende Bestätigung findet?

Das ist ein weites Feld, auf dem jeder zunächst selbst die Grenzen seines Wirkens abstecken mag, wie sie ihm das Maß der verfügbaren Zeit, seine Leistungsfähigkeit und Beweglichkeit und seine besonderen Neigungen setzen. Ob der Liebhaber Anregung aus der Lektüre empfängt oder aus einem Museumsbesuch, ob ihn die Vorarbeiten für eine Ortschronik in die Frühzeit führen oder ob er als Zuschauer bei einer Ausgrabung die Lust verspürt, da mitzutun, mag dem Zufall überlassen sein. Früher oder später wird er mit den Organen der archäologischen Denkmalpflege in Verbindung kommen. Dort wird er Rat und Förderung erfahren und wird Zugangswege gezeigt bekommen, die seinen Neigungen und Anlagen entsprechend ihn konfliktlos zu den ersten Erfolgen führen.

Der Wanderer wird auf winterlichen Waldgängen oberirdisch sichtbaren Denkmälern nachspüren mit vielen Möglichkeiten, noch unbekannte Objekte aufzufinden. Es gibt verbissene Geländegänger, die mit unzerstörbarer Geduld Acker für Acker abgehen und oft binnen weniger Jahre bisher fundleere Gemarkungen mit prähistorischen Fundstellen füllen. Jägerplätze der älteren und der mittleren Steinzeit sind fast nur von ihnen entdeckt worden. Sie erwerben sich oft in kurzer Zeit einen untrüglichen Blick für die Findemöglichkeit in der Landschaft.

Wem knapp bemessene Freizeit oder andere Umstände die weitläufige Geländebegehung verwehren, der kann durch planmäßige Umfrage die mündliche Überlieferung auf ältere Fundnachrichten durchsieben. Das ist schon über die Schule versucht worden und hat vor allem zur Ermittlung römischer Fundstellen und frühdeutscher Bestattungsplätze geführt. Und wer als Tüftler sich für ein paar Stunden in einer Werkstätte der Denkmalpflege nützlich macht, wird im raschen Wachsen seiner Materialkenntnis lohnende Freude finden.

Die engste Verbindung zur Forschung aber findet der Liebhaber, wenn er sich entschließt, sich unmittelbar an den Tagesaufgaben der archäologischen Denkmalpflege zu beteiligen, indem er Punkte aufsucht und überwacht, wo prähistorische Funde und Fundstellen unmittelbar bedroht sind. Dies ist in allen Baugebieten der Fall, wo Aufschlüsse aller Art Fundstellen aufdecken oder schneiden. Störungen des normalen Bodengefüges zeigen diese Stellen an, Fundstücke — Scherben und Knochen — bestätigen zumeist den Charakter der Störung als prähistorische Fundstelle. Der Anfänger wird gut daran tun, durch sofortige Fundmeldung sich fachmännischer Hilfe zu versichern. Sie trägt ihm auf jeden Fall eine erste Unterrichtsstunde ein. Hat er aber Erfahrung und Übung erworben und ist ihm das gar durch einen Mitarbeiterausweis der archäologischen Denkmalpflege bescheinigt, dann kann er sich bei Gefahr im Verzug auch an selbständige Bergungen wagen. Er handelt dann bereits im Auftrag der Denkmalpflege.

Die Verbindung mit der archäologischen Denkmalpflege nähert sich dann schon mehr dem Begriff der Bindung und geht damit bereits einen Schritt über das Hobby hinaus. Archäologie als Hobby jedoch ist nur als Freiheit und Bindung sinnvoll denkbar. Zum Wesen des Hobbys aber gehört die Freiheit der Entscheidung, wie weit man sich damit einlassen will.

A. Dauber